

Verbundkatalog Kalliope

Reinen Blutes

Pego, Marie

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Reine's Blutes.

von

Marie P e g o .

Einmal schon hatte Frau Jacoba vor der Frage gestanden, ob die Stunde gekommen sei, ihrem Kinde von seinem Vater zu sprechen. Das war damals gewesen, als die vierzehnjährige Renate im Biologie-Unterricht der Reformschule zum ersten Male von den Gesetzen der Vererbung und von der Verantwortlichkeit für Blut und Nachwuchs erfahren.

Da war sie am Abend jenes Tages vor dem Schlafengehen zur Mutter gekommen und hatte sie um des Vaters willen befragt, dieses Vaters, den als Verlähmten im Rollstuhl gesehen zu haben sie sich aus frühester Kindheit klar noch und schmerzlich erinnerte. Und Frau Jacoba hatte in die angstvollen Augen ihres Kindes geblickt und sanft und abtuend den blonden Scheitel gestreichelt : "Bist du nicht allzeit gesund gewesen, solange du denken kannst? Was sollte dir drohen ?" Da war ein Aufatmen der Erleichterung durch die jungen Glieder gegangen. Sie hatten sich kraftbewusst und daseinsbereit dem Leben entgegengestreckt, und der beklemmende Schatten, der für einen Augenblick die helle Stirne getrübt und dem eigenen gefährdeten Ich mehr gegolten als dem fernen Nicht-Ich, das sie dereinst Kind heissen würde, war von Renates Wesen gesunken wie ein böser, schnell zu vergessender Traum.

Die gleiche Frage aber, heute von der Achtzehnjährigen gestellt, würde nicht zu beschwichtigen sein, wollte Antwort, hatte ein Recht darauf. Aus der Seele einer zur Liebe Erwachten war sie geflossen, aus mütterlichem Urgrund sich regenden Blutes und aus Bezirken eines reinen Gemütes, das das Glück des anderen will, nicht nur das eigene.

Wiederum war es die Abendstunde, die Renate für ihre Frage

gewählt, jene Vertrauen schaffende Abschiedsspanne zwischen Tag und Nacht, wo die Beschaulichen unter uns Rast halten zu Rückblick und Ausblick. Rank und ein wenig dürrtzig noch in ihrer jungen Knospenhaftigkeit sass das Mädchen im hohen Stuhl am Fenster, den Kopf an das Kissen zurückgelehnt, von dessen Grund das schmale Gesicht sich in fast harten Linien abhob. Die Mutter, tiefer in den Schatten des Zimmers gerückt, sah lange still auf diese jetzt so verschlossenen, herb abweisenden Züge, die sie in anderer Stunde unter der Nähe des jungen Geigers zu jungfrauenzarter Lieblichkeit hatte aufblühen sehen. Wie sehr dies junge Antlitz, ins Mädchenhafte gemildert, dem Antlitz des Vaters glich, an Reine des Schnittes, am Hochsinn und ruhiger Kraft! Kaum ein Zug ihres eigenen widerspruchsvollen Gesichtes, das über Spuren durchstrittener Kämpfe jetzt die ebende Ausgeglichenheit des Versöhntseins gewonnen, fand Frau Jacoba im Aeusseren ihres Kindes wiederholt, und auch sein Wesen, wunderbar geschlossen schon in seinen lenzlichen Dasein, barg nichts von den Möglichkeiten zu gut und böse, zwischen denen Herz und Leben seiner Mutter unstät und friedlos verrennen.

Vor der Forderung dieser klaren Züge war das Sprechen schwer. Frau Jacoba musste der in Musik gelösten Weichheit gedenken, die sie vor Tagen darauf gesehen, um zu empfinden, dass keine Richter in vor ihr sass, sondern eine Liebende, die ihr Herz verbarg. Aus dem Herzen der Liebenden war die Frage geflossen, zu dem Herzen der Liebenden musste sie sprechen, wenn sie Verstehen wecken, das Ursein der Mütterlichen anrühren, wenn sie ihr Mutter bleiben wollte. So erzählte Jacoba Korbin ihrem Kind die Geschichte ihres Lebens.-

Neunzehn Jahre alt war sie gewesen, um ein Jahr älter nur, an Einsicht aber um die Erfahrung einer ganzen Generation unweiser denn Renate, als sie Egbert Korbin zum ersten Male begegnet. Oft hatte sich anfangs die Streitfrage zwischen ihnen erhoben, wer sich zuerst in den anderen verliebt. Egbert war geneigt, dieses Recht durchaus für sich

zu beanspruchen, doch Jacoba konnte geltend machen, dass sie Egbert schon verfallen gewesen, noch ehe sie ihn gesehn. In solch eifer kleinhändlerlichen Kreisstadt kann sich kein neuer Rechtsanwalt niederlassen, ohne dass ihm ein Vortrapp bunter Gerüchte voraneilt. Um Egbert Korbin hatte sich ein Sagenkranz aus besonders fantastischen Blüten gebildet. Da war die Frau des Apothekers, die ihn auf Helgoland gesehen, da war der Sohn des Baurats, der mit ihm zwei Semester in Marburg studiert, da war zum Ueberfluss Jacobas eigener Vetter, der eine Zeitlang mit ihm am gleichen Gericht gearbeitet hatte. Sie alle versicherten übereinstimmend, dass der junge Doktor Korbin ein "Lebemann" sei. Die Apothekergattin sagte es munkelnd, der Bauratssohn missbilligend, Jacobas Vater hingegen anerkennend, und in diesem Sinne wertete es Jacoba selbst. Ein "Lebemann", das war doch jedenfalls einer, der das Leben zu geniessen verstand, lebte und leben liess und Bewegung und Abwechslung in die heimatliche Kleinstadtlangeweile zu bringen wissen würde. Um Höheres ging es der schönen und verwöhnten jungen Landratstochter von damals nicht, und als Egbert Korbin ihr nun entgegentrat, vorzüglich aussehend, ohne schön zu sein, eleganter Tänzer, tadelloser Tennisspieler, schneidiger Reiter und gewandter, immer wohlgelaunter Plauderer, da brauchte es sonst nicht viel aufzubieten, um ihr Jawort zu erhalten.

In der ortsansässigen Bekanntschaft freilich gab es, ^{besonders} bei enttäuschten Müttern heiratsfähiger Töchter, allerlei Gegenwind, doch auch Jacobas Vetter Alban, der den "Lebemann" bisher gegen heimisches Spiessertum in Schutz genommen, warnte plötzlich vor einer Verbindung mit ihm und rückte sogar mit seiner eigenen hoffnungslosen Liebe zu der schönen Kusine heraus, um ihr die Ehe mit Egbert zu widerraten.

Doch Jacobas Vater, dem Herrn Landrat selber, der, wie er sich rühmte, in seiner Jugend auch nichts hatte anbrennen lassen, ge-

fiel der stets fröhliche, wohlhabende und strebsame Schwiegersohn. Er gab dem Paar seinen Segen, und damit "hatte sich's", wie der Bräutigam lustig meinte.

Das Zusammenleben der beiden jungen Leute gestaltete sich ohne jeden Einwand gut. Egbert Korbin erwies sich keineswegs als ein "Hausteufel", den manche in ihm, dem lebenswürdigen "Strassenengel" heimlich gegargwöhnt hatten. Auch in den eigenen vier Wänden, in denen das Paar freilich nicht allzu oft anzutreffen war, zeigte er sich stets ritterlich aufmerksam und von unverwüstlich munterer Laune. Als nach einem halben Jahr bei Jacoba die Aussicht auf Mutterschaft eintrat, gab sich auch die Landrätin, deren frommem Sinn der allzu weltliche ihres Schwiegersohns bisher ein Stein des Anstosses gewesen, mit der Wahl ihrer Tochter zufrieden.-

Jacoba selbst sah dem freudigen Ereignis, wie alle es nannten, und das doch allerlei fühlbare Unbequemlichkeiten und voraussichtlichere weitere Schmerzen für sie im Gefolge hatte, ohne grosse Begeisterung, wenn auch nicht mit Abwehr entgegen. Sie hätte sich gern noch ein Weilchen ihrer ungehinderten Bewegungsfreiheit erfreut, aber als Dr. Münchow, der neu im Städtchen ansässig gewordene Arzt, ein Korpsbruder Egberts und sofort von diesem als Hausarzt angenommen, bei dem prachtvollen Bau der jungen Frau für eine glatte Entbindung glaubte eintreten zu können, kam in ihr sogar etwas wie Vorfreude auf. Münchow in seiner ruhigen und selbstverständlichen Art floss ihr Vertrauen ein. Als er ihr das erste Mal auf der Strasse begegnete, fremd noch und unvorgestellt, hatte sie beim Anblick seines hellen deutschen Gesichtes flüchtig gedacht, ob nicht, wäre er vor Egbert nach S. gekommen, ebensowohl ihre Wahl auf ihn hätte fallen können. Doch als sie ihn bald darauf in ihrem Hause begrüßte, erneuerte sich dieser Gedanke in Jacoba nicht. Das ernste, gehaltene Wesen des jungen Arztes

liess ihre Lebhaftigkeit allzu unbeschäftigt, floss ihr jedoch soweit Achtung ein, dass sie sich fortan ruhiger verhielt und während der Herstellung von allerlei Mützen und Lätzchen, die Münchow ihr zum Zeitvertreib angeraten, sich mit dem Gedanken an das keimende kleine Menschenwesen in erwachendem Muttergefühl zu beschäftigen begann.

Doch das winzige, jammervoll elende Etwas, das dann zur vorgeschriebenen Zeit und ohne besondere Qual für die Mutter das Licht der Welt erblickte, liess den Wunsch, es Fremden und Bekannten fein geputzt zur Bewunderung darzubieten, keinen Moment in der entsetzten Jacoba aufkommen. Kaum konnte bei diesen entzündeten Augen überhaupt von einem Erblicken des Weltlichtes die Rede sein, und die erschreckend kümmerlichen Glieder des kleinen Erdenbürgers sahen nicht aus, als wollten sie sich jemals zu rosiger Fülle runden.

Wolfgang Münchow, der sich der Wöchnerin ausserordentlich geschickt und sorgsam angenommen, schien merkwürdigerweise vom Aufziehen eines Säuglings weniger zu verstehen oder diesem kümmerlichen Spross seines Freundes gegenüber von vornherein die Flinte ins Korn zu werfen, und gerade erwog der verstörte Vater in Gemeinschaft mit der landrätlichen Grossmutter die Heranziehung eines grosstädtischen Kinderspezialisten, als sich der kleine Korbin schon in der nächsten Nacht mit quäkendem Stimmchen aus seiner kurzen Besuchszeit dieses Jammertals hinauswimmerte. "Es hat Gott gefallen, ihn vorzeitig heimzurufen", sagte der Pastor am Grabe von ihm; die Zeitung meldete ihn als "kaum geboren", - schon wieder entrissen". Jacoba Korbin dachte, still nur bei sich und von niemand gehört, dass der Tod sie gnädig von dem Schrecknis dieses Kindes erlöst habe.

Sie selbst fand sich nach den Tagen des in die Wochenstube Gebanntseins schöner, lebensvoller und sieghafter denn zuvor dem Dasein wiedergegeben. Ihre Gestalt war bei aller Schlankheit fraulich

geworden, von einem neuen, lockenden Reiz, und der leichte Schatten über ihren Brauen, der von gewonnener Erfahrung zeugte, gab ihrem bisher vom Leben unbeschriebenen Antlitz einen Zuwachs an Ernst, den Wohlgesinnte ihr für einen erworbenen Wert auslegten.

"Aber so war es nicht", unterbrach Frau Jacoba in plötzlicher Heftigkeit den vor sich hinsprechenden Ton ihrer Erzählung. "So war es nicht", wiederholte sie zu der aufschauenden Tochter gewandt, "Dir will ich es gestehen, so wie ich es in späteren Tagen mir selbst eingestehen musste: nichts als der Groll gekränkter Eitelkeit lebte in mir, eine masslose Empörung, dass mir, gerade mir, der allerorten Gefeierten, vielfach Beneideten, auf deren erstes Kind die ganze Stadt neugierig mitgewartet, das Schicksal den Fehlschlag eines so beschämend jammervollen Sprösslings zugefügt. Ganz wenigen nur, denen der Zutritt auf keine Art zu verweigern gewesen, ward der Anblick des elenden Geschöpfchens eingeräumt, doch es hatte genügt, um die Kunde von seiner Misstratenheit an die interessierten Kreise von S. weiterzugeben. Wie eine Gebrandmarkte, eine Niete unter den Frauen, empfand ich mich fortan, trotz des eigenen blühenden Aussehens. Es nützte nichts, dass Egbert mir diese Empfindung auf das Liebevollste auszureden suchte, ja, einmal sogar leise, wie selber auf der Flucht vor solchem Gedanken, andeutete, dass man alsdann ihn, den Vater, doch ebensowohl für diesen Misserfolg verantwortlich halten könnte. Der Gedanke, in ihm den Grund für unser Unglück zu suchen, kam mir garnicht. Immer ausschliesslicher aber begann ^{nach} ~~auch~~ mit der Zeit der Wunsch nach einer neuen Mutterschaft zu erfassen - nicht etwa, ich betone dies nochmals - aus erwachendem echten Gefühl, sondern einzig aus der Hoffnung, bei einem zweiten Male den Menschen beweisen zu können, dass ich sehr wohl imstande sei, aus meinem vielgepriesenen, ebenmässigen Körper ^{ein} ~~gebildetes~~ ^{gebildetes}, gesundes Kind hervorzubringen.

Doch so oft ich Egbert auch mit Bitten andringender Leiden-

schaft und mit Schilderungen meines erträumten Glückes, das doch auch das seine werden sollte, bestürmte, - ich stiess bei ihm auf einen eisen unbeirrbareren Widerstand. Er wollte kein zweites Kind. Und als ich dennoch nicht abliess, in wilde Weinszenen ausbrach und schliesslich in schwermütige Grübeleien über eine vermeintliche Untreue seinerseits verfiel, wies er mich endlich an Dr. Münchow, seinen Freund. Er tat es mit einem traurigen Ernst, in seiner seltsam feierlichen Art, die ihm sonst niemals eigen und so, als nehme er für immer Abschied von mir. "So gebe ich dich denn in Wolfgangs Hände", sagte er wörtlich, und in Wahrheit, er hat es getan; er gab mich ab in die Hände eines, der nun mein Sein und Tun tragen und beraten sollte, und der es getragen und gestützt hat bis an seinen Tod."

Einen Moment schwieg Frau Jacoba hier, von Erschütterung überwältigt, dann riss sie sich tapfer zusammen und fuhr fort:

"Verwirrt, verstört, ein Unheil ahnend, begab ich mich am nächsten Morgen in Dr. Münchows Haus. Es war mir, als dürfe ich ihn diesmal nicht zu mir rufen, als müsse ich über seine Schwelle treten, um in der sachlichen Umgebung des ärztlichen Sprechzimmers selber sachlich und gefestigt zu bleiben. Ich sagte ihm die Worte meines Mannes, so wie ich sie in der vergangenen Nacht von ihm gehört. Da nahm er, der immer Massvolle, Zurückhaltende, mit einer Neigung, als verbeuge er sich vor mir und wolle den ihm gewordenen Befehl seines Freundes auch äusserlich erfüllen, meine erregten Hände stillmachend in die seinen und sagte mir in Egberts Auftrag, den dieser ihm nach dem Tode unseres Kindes für solche Stunde der Aussprache erteilt, dass Egbert krank sei, unheilbar, wie man nun annehmen müsse, in einer Form zwar, die in der Regel die Frau gesund zu lassen pflege, es aber für alle Zeit verbiete, uns wieder zu Eltern eines Kindes zu machen, wenn es diesem nicht ergehen solle, wie unserm Sohn geschehen war.-"

Nun kannte ich mein Los. Meine Frage, ob mein Mann vor seiner Verlobung mit mir um seine Krankheit gewusst, beantwortete Münchow nicht. Hiermit wies er mich an Egbert selbst zurück, und, oh, ich habe ihn gefragt! Heimgekehrt, habe ich das Wort an ihn gerichtet, und er hat das Haupt gesenkt und sich schuldig bekannt: "Ich liebte dich doch"

Ja, so hat unsere Liebe damals ausgesehen, Ichsucht und Eitelkeit auf beiden Seiten. Aus Eitelkeit auch, aus Menschenfurcht, bin ich bei Egbert geblieben, nicht aus Achtung für unser abgelegtes Gelübde, noch aus Mitleid ~~mit~~ ihm. Er bot mir die Scheidung an, - ich aber scheute das triumphierende Wispern der Leute, ihr Scheelsehen, ihren Klatsch. Aus solchen Gründen blieb ich Egberts Frau, nein, nur die Verwalterin seines Hauses, die wortkarge Genossin an seinem Tisch, die umschwärmte und beneidete ~~mit~~ Gesellschaftsdame, wo immer wir uns, daheim oder auf Reisen, unter Menschen zeigten. Seine Frau hatte ich von Stunde an aufgehört zu sein".

Das Mädchen am Fenster regte sich, beugte sich vor; ihre Augen, schreckhaft erweitert, suchten sich durch das Dämmerlicht in die Züge der Mutter zu senken in beschwörender, verzehrender Angst. Nichts mehr von Herbheit und gelassener Beherrschung. Ein junges, aufgestörtes, liebendes Menschenherz rang um sein Leben und Glück in dieser Stunde. Da schob Frau Jacoba ihren Stuhl neben den der Tochter, nah, ganz nah; es war nun fast völlig dunkel geworden im Zimmer, nur fühlen taten sie einander noch, und so, an ihr Kind geschmiegt, den Kopf an ihren Arm gelehnt, vollendete die Mutter ihre Beichte, deren schwerer Schluss noch vor ihr lag.

"Es kamen nun Jahre für mich, an die ich heute nur mit Qual der Beschämung zurückdenke. Aus meinem anfänglichen Hass gegen Egbert wurde allmählich eine vollkommene Gleichgültigkeit. Anstatt dessen aber

wuchs immer stärker und drängender in mir der Wunsch nach Glück und Erleben auf: ich wollte die glückliche Frau sein, die ich vor den andern mimte. Mein Herz und mein Blut hungerten nach Liebe und Geliebtwerden, doch in S. gab es niemand, der mich hätte fesseln können, niemand, der sich mir zu nähern gewagt. Immer öfter und für immer länger fuhr ich nach Berlin, wohin deine Grosseltern damals durch meines Vaters Berufung ins Ministerium verzogen waren. Dort pulste das Leben, das ich brauchte.

Wenn ich zurückkam, ging ich zu Wolfgang Münchow und ^{berich}berichtete ihm. Es war mir ein Bedürfnis geworden, zu ihm, dem Einzigen, der mein wahres Schicksal kannte, alles zu tragen, was mich bewegte. Vor ihm als Arzt hegte ich keinerlei Scheu und barg mich in keine Unaufrichtigkeit. Wie muss ich Ahnungslose ihn mit meinen Berichten in jenen Zeiten gequält haben! "Geschehen" war ja freilich niemals etwas, ^{die}was Menschen darunter verstehen; doch wieviel kann geschehen - ohne, dass etwas geschieht!

Als ich einst, nach längerer Zeit des Ferngewesenseins, aus Berlin zurückkam und im Doktorhaus einkehrte, gewahrte ich auf der Diele desselben eine fremde, weibliche Gestalt, die sich dort sorglich waltend und nicht auf Dienstbotenart zwischen allerlei Haushaltswäsche bewegte. Heute weiss ich, was der seltsame Schmerz am Herzen bedeutete, der mich beim Anblick der schwarzgekleideten Frau durchfuhr. Damals gab ich mir keine Rechenschaft darüber, glaubte nur, Aerger zu empfinden, dass Egbert mir nichts von einer Vermählung seines Freundes geschrieben, auch Münchow selber es nicht für nötig befunden hatte, mich dieselbe erfahren zu lassen. Mit unverhülltem Vorwurf stellte ich ihn drinnen in seinem Arbeitszimmer zur Rede, war mir doch, als hätte ich, die ihm all ihr Vertrauen schenkte, wenigstens bei solch unwälzendem Ereignis ein Anrecht auch auf das seine.

Noch sehe ich ihn dastehen an seinem Schreibtisch, mit der Hand an der Schnur des Telefonhörers spielend. Langsam, mit einer Bewegung, als trinke er jedes meiner Worte ein, hob er den Kopf. Um seinen immer ernsten, nie zu landläufigem Scherz sich herbeilassenden Mund blühte ein Lächeln auf, das sein Antlitz wie mit Licht übersonnnte. Aus seinen Augen brach ein gleicher Strahl der Wärme, und seine Stimme klang dunkel von Erregtheit: "Nie werde ich eine Frau heiraten, ohne es Ihnen vorher zu sagen". Dann setzte er sich in den "Verhörstuhl", wie ich seinen ärztlichen Schreibsessel nannte und erzählte - in umgekehrtem Verhältnis, wie es sonst zu sein pflegte, - erzählte mir, dass er seine Schwester, die ihren Gatten vor kurzem an einer Lungenentzündung verloren, mit ihrem Kinde seit drei Wochen ins Haus genommen habe. "Für immer"? fragte ich sofort in meiner raschen Art. Münchow ~~lächelte~~ strichelte auf seinem Rezeptblock, sah kurz und stutzend auf, was ich für eine Rüge meiner Voreiligkeit nahm, und erwiderte, die Stimme in der Schwebe lassend: "Da ich mich nicht verheiraten werde....."

Maria Goll ist dann sehr bald meine Freundin geworden, die erste und einzige, die ich im Leben gehabt. Eines Nachmittags, noch ehe ich sie zu einem Besuche aufgefordert, stand sie mit ihrem Kleinen in meinem Wohnzimmer. "Wolfgang schickt uns," sagte sie, als sei das Einführung genug und hob ein Paar wundervolle, seelentiefe Augen zu mir auf, die mich im Kinderstadium als rührende Wiederholung der ihren aus dem Antlitz ihres Knaben ein zweites Mal grüssten.

Ich glaubte damals, Münchow habe für seine Schwester meinen Umgang gewünscht. Erst allmählich wurde mir ^{im} ~~mir~~ Verkehr mit Maria klar, welche Ueberheblichkeit in dieser Annahme gelegen, und dass das Umgekehrte der Fall gewesen sein möge. Der unwandelnde Einfluss, den Mutter und Kind still und fortwirkend auf mich auszuüben begannen, segnete mich ~~nicht~~ auch langsam mit einer beschämenden und wehmütigen Selbsterkenntnis, die mich bescheiden machte. Vor Marias Wesen galt und bestand kein

Schein, und die herzbezwingende Unschuld, die mich aus dem Blick ihres Kindes ansah, half nicht weniger dazu, mich des flitterhaften Beiwerks zu entkleiden, das Weltsinn und Eitelkeit um mich gesponnen. Ich weiss nicht zu sagen, wem ich grösseren Dank schulde, ~~Mutter~~ oder Kind. Jedenfalls war es mir zum ersten Male vergönnt oder nahm ich mir doch zum ersten Mal die Musse, das Werden und Wachsen solch kleinen Menschenwunders, wie ein Zweijähriges es darstellt, aus nächster Nähe mit anzusehn. Der kleine Walter liebte seine "Taë Coba" zärtlich, und wenn er seine Aermchen um meinen Hals schlang und seinen ~~Locken~~kopf an meine Wange schmiegte, gingen Glück und Leid in schmerzlicher Wallung über mich dahin. Wie eine reife Himbeere stand der frische krause Mund in dem süssen Gesichtchen, und wenn er ihn mir in der Vorstellung eines Kusses als kleines feuchtes Loch darbot, gab's dazu einen lustig schnalzenden Laut in der Luft. Im Umgang mit diesem unverfälschten Geschöpfchen fiel auch von mir alles Unechte ab, und stark und brennend wuchs in mir die Sehnsucht auf nach dem Besitz eines eigenen Kindes. Noch kam alles Erleben auf dem Wege des Sinnlichen zu mir, und mit dem Urtrieb, den die Natur in mich gelegt, nicht mehr aus Eitelkeit wie einst, sehnte ich mich nach Duft und Wärme eines Kinderkörperchens, sehnte ich mich nach Mutterwerdung mit der ganzen Heftigkeit meines ausschliesslich wollenden Wesens.

Dass Marias Bruder diese Wirkung auf mich gewünscht, glaube ich nicht; sicherlich hat er mir nur Freude vermitteln, mich nicht in neue Qual stürzen wollen. Ein Gutes aber zeitigte die an mir sich vollziehende Wandlung doch. Ich fing an, mich Egbert wieder zu nähern".

Frau Jacoba hielt inne. Jäh und schmerzlich hatte sie den Körper der Tochter neben ihr ~~sich~~ unter ihren letzten Worten aufzucken fühlen und erriet. "Nein," sagte sie und legte ihre Hand sanft und beschwichtigend auf Renates Arm : "so war es nicht. Vielleicht hätte ich mich in der damaligen Phase meines suchenden Verlangens selbst einem

Ungeliebten geben können, um durch ihn Mutter eines Kindes zu werden, -
Egbert Korbin nie. ^{Das war vorbei für immer.} Aber ich begann jetzt zum erstenmale darüber nachzu-
denken, dass auch er gelitten haben müsse, und dass er einsam gewesen
all diese Jahre wie ich. Da neigte das erwachende Mütterliche in mir sich
dem Menschenbruder an meiner Seite zu. Sein wachsendes Leiden trat nun
bereits in einer zeitweiligen Behinderung zu Tage, hie und da bedurfte
er meiner Handreichung und Nachhilfe, und ich lernte in solchem Dienst
eine Busse und Sühne für meine jahrelange Kaltsinnigkeit und endlich ein
Glück sehen. Der Leerlauf meines Herzens war zu Ende; aus Besinnung und
Verzicht wuchsen mir Güter zu, die es mit Werten beschenkten, von denen
es bisher nichts gewusst.-

Zu alledem kam noch, dass sich unter meinem Dache und unter meinen
Augen ein Geschehen vorbereitete, an dem ich nicht ohne Anteil blieb. Mein
Vetter Alban, der damals noch in S. ansässig war, derselbe, der mich
einst vor der Ehe mit Egbert Korbin gewarnt und dann, nach meiner Auffas-
sung, durch das gleichzeitige Geständnis seiner eigenen Liebe zu mir, die-
se Warnung wieder entkräftet hatte, begann sich Maria Goll, Münchows
Schwester zu nähern. Die Beiden begegneten einander häufig in unserem
Hause, und mit dem sicheren Gefühl der Frau, die um die Liebe eines Man-
nes zu ihr weiss, empfand ich, dass Alban sich nach einer unbedankten
Treue langer Jahre von mir ab und Maria zuwandte. Wohl war Alban mir nie
mehr gewesen als ein sympathischer Verwandter, und meiner Freundin gön-
nte ich ein neues Glück von ganzer Seele; dennoch hat jenes Miterleben
dieser erwachenden Neigung damals einen entscheidenden Einfluss auf mich
ausgeübt. Ich sah mit an, wie heilig schön das Erblühen einer wahrhafti-
gen Liebe ist, und ich empfand zum ersten Male in Schmerzen, dass ich
selber nie geliebt. Was ich für Liebe gehalten, war Verliebtheit gewesen,
die einen höheren Namen nicht verdiente. Und ein Anderes ^{nach} sollte ich er-
fahren, und dies lehrte mein Spiegel mich, den ich, in meiner hohen Ein-

schätzung alles Aeusserlichen zuerst nach dem Grund für Albans Empfindungswechsel befragte: Ich wurde alt.

Auf Alban und Marias Hochzeit geschah dann das Letzte, was mein Leben in die Richtung der Einkehr und Bescheidung lenkte. Auf dem glatten Parkett des Festsaaes kam Egbert zu Fall und vermochte sich allein mit den versagenden Gliedern nicht mehr zu erheben. Nun hatten alle gesehen, was ich so lange mich zu verbergen gemüht: dass ich die Gattin eines Unheilbaren war, und Münchows tiefer Blick, als er Egbert aufgeholfen, sagte mir wortlos: "Es ist so weit". Sein Händedruck, als wir am Abend von einander schieden, sagte mir aber auch dieses noch: "Ich bin da"!

Und wir bedurften seiner viel, Egbert und ich. Der Verfall schritt nun rasch vorwärts, und binnen kurzem hatte ich einen Bewegungsunfähigen zu betreuen. Einmal nannte er sich selbst mein grosses Kind, und dann sagte er plötzlich mit einem Ernst, wie er nur zu seltener Stunde unter der deckenden Oberfläche seines Wesens hervorbrach: "Vergiss nie, dass du in Tun und Fühlen frei bist. Ich will nicht, dass ein zweiter Mann so um dich leiden muss wie ich".

Der Hochsinn dieser Worte erschütterte mich tief; später habe ich mich ihrer in noch grösserer Bewegung erinnert und ihnen einen Sinn beigemessen gelernt, den, von mir unerkannt, Egbert bestimmt in jener Stunde schon damit verbunden.

Etwa ein Jahr, nachdem Maria Goll durch ihre Heirat mit meinem Vetter das Haus ihres Bruders wieder verlassen, zog ich mir infolge eines Sturzes beim Eislauf eine langwierige Handgelenkverstauchung zu, die eine tägliche elektrische Massage durch den Arzt nötig machte. So führte mich denn mein Weg allmorgendlich in Doktor Münchows Sprechstunde.

Es ging schon gegen Weihnacht, und ich wanderte bald durch frostklare Frische, bald durch nebelgraue Verhangenheit der winterlichen Frühe zum Doktorhaus, und wenn ich meine gesunde Rechte aus dem Muff zog, um sie Münchow zur Begrüssung zu reichen, zog er stets auch die kranke Linke

aus ihrem Aufenthaltsort hervor und behauptete, sie erst in seinen Händen erwärmen zu müssen, ehe er mit der Behandlung beginnen könne. Ob dies tatsächlich zu seinen ärztlichen Obliegenheiten gehörte, mag ich heute nicht mehr entscheiden; jedenfalls hielt er eines Morgens meine Hände selbst für meine Unbefangenheit befremdlich lange fest, und als ich aufmerksam in sein trauriges Gesicht sah, erschrak ich. "Fehlt Ihnen etwas?" fragte ich bestürzt und wurde plötzlich dessen inne, wie sehr der Helferberuf des Arztes die Teilnahme seiner Besucher von ihm fort und ausschliesslich auf sich selber lenkt. Wolfgang's Münchows Lippen formten ein Wort, das sie nicht aussprachen; es muss nur eine einzige Silbe gewesen sein, und heute weiss ich, dass es "Sie" geheissen hat. Damals vernahm ich nur den Satz, den er laut werden liess: "Im neunten Jahr werde ich heiraten".

In masslosem Erstaunen sanken meine Hände aus den seinen, die mich gleichzeitig freigaben. "Nein," sagte ich laut, ohne Absicht, ohne Gedanken, aus einem ganz wilden, jähren, unverständenen Gefühl der Auflehnung heraus, und durch mein Herz ging derselbe schwertscharfe Schmerz, den ich damals empfunden, als ich Maria Goll auf der Hausdiele gesehen und für Münchows Gattin gehalten. Er aber blieb ganz steinern. "Doch", erwiderte er, "doch. Durch Marias Hiersein lernte ich empfinden, was Frauennähe heisst, und seit sie fort ist, ertrage ich die Einsamkeit nicht mehr. Ich brauche jemand".

Unvermittelt schlug die Schmerzempfindung in mir zu einer flammenden Eifersucht um. "Und was hält dieser Jemand - diese Jemandin, meine ich - von Ihrem Plan?" fragte ich spöttisch. Münchow wandte sich ab und begann mit einem Federmesser zu spielen. "Sie kennt ihn noch nicht", versetzte er trocken. "Das sieht Ihrer grossartigen Beherrschtheit ähnlich", spottete ich weiter, "nur um Himmelswillen in Form bleiben, nie sich hinreissen lassen, das war ja von je Ihr frostiges Lebensmotto und wird es wohl selbst in der Liebe noch sein". Da kam sein Gesicht zu mir zurück.

Keine Miene bewegte sich darin, es schien wirklich erstarrt, doch nicht mit Vorsatz gebündelt, sondern erfroren in einer grenzenlosen Traurigkeit. "Aber ich liebe sie ja nicht", sagte er, als spräche er eine Selbstverständlichkeit aus, die mir hätte bekannt sein müssen.

Da flutete die Wärme in mein Herz zurück, löschte den Spott aus und machte eine eifrige Beredsamkeit frei. Mit dringlichen Worten widerriet ich ihm einen solchen Schritt, wies ihn auf Alban und Maria hin, an denen er, von mancher ärztlichen Erfahrung sicher skeptisch gemacht, das Glück einer Neigungsehe einmal wieder in reinster Form verwirklicht sähe. Endlich sprach ich auch von uns, dass er öfter noch kommen müsse, nicht nur als Arzt, sondern als Freund und den Plan eines Zufluchtsuchens in einer Vernunft Ehe nicht verwirklichen dürfe, solange er uns noch hätte, Egbert und mich." Da griff er auf's neue nach meinen Händen, zog sie mit einem Aufstöhnen an seine Augen und sagte langsam und deutlich, jedes Wort eine Qual: "Ja - wenn ich - Sie - hätte...."

Frau Jacobas Stimme brach. Ihre Gestalt sank in sich zusammen, - sie weinte.

Renate, ihr Kind, sass bewegungslos. Sie achtete die Erinnerungsgehalt, die sich da neben ihr in Tränen ausströmte, und sie, die das Erbteil der väterlichen Art in Blut und Wesen trug - sie konnte warten. Mit einer Zartheit, die verstand, weil sie wusste, rührte sie endlich, als sie spürte, wie in der Weibenden der Gefühlsstrom verebbte und das Denken wieder anhub, leise an den Arm der Frau: "Und dann, Mutter", bat sie, "und dann?"

Jacoba Korbin blickte auf, und als ihr Auge dem ihrer Tochter begegnete, lächelte sie. "Was brauche ich dir noch zu sagen, Renate, mein Kind, du Kind Wolfgang Münchows und meines? Wenn ich dir sage, dass unsere Liebe nicht weniger jung und nicht weniger rein war, als die deine, als die eure es ist, so weißt du alles. Ein halbes Jahr wahrhaftigen Glückes wog uns ein ganzes verdorbenes Leben auf, - und Egbert segnete uns.

Erneut bot er, der seines Freundes Neigung zu mir in tiefem Mitgefühl seit langem schon erraten, - die Scheidung an; doch wie konnte ich den Hilflosen allein lassen? Die Gewandelte, die ich nun war, vermochte es nicht, und der Arzt in Wolfgang teilte meinen Entschluss. Auch ein Wegzug aus S. ward von Egbert mit uns erwogen, falls es uns zu schwer ertragbar, in solch heimlicher Verbundenheit zwischen den Menschen unserer Kleinstadt zu leben. Doch weder Wolfgang noch ich wollten davon etwas wissen; wir waren in unserer Liebe ruhig und stark. Erst als nach dem Kriege ein neuer Arzt ins verwaiste Doktorhaus einzog, ertrug ich ein Verbleiben am Ort nicht mehr, und Egbert willfahrte meinem Wunsch einer Uebersiedlung nach Köln.

Wir aber wiesen damals solchen Plan von uns. Ueberall, wo wir einander nahe waren, ging das Glück uns zur Seite. So sahen wir das Jahr 1914 kommen, erblühen und reifen, bis die glühenden Augusttage uns den Krieg brachten, Abschied, Trennung und den Tod. Wolfgang rückte mit der Waffe ins Feld. Der Kampf um Lüttich hat ihn mir genommen.

In der Nacht vor seiner Ausreise war ich ganz die Seine geworden, so wie es der Sinn aller wahren Liebe von Anbeginn. Aus solchen Gluten bist du, Renate, entstanden, du unser ^Liebes Kind. Reines Blutes bist du, wie nur Eine, empfangen und geboren aus den heiligen Feuern, denen auch du einst gehorsamen wirst.

Und wenn der Mann deiner Liebe die Augen dir küsst, weil sie schön sind, so darfst du in Dankbarkeit wissen, dass ihre Schönheit entsprungen ist aus der Fülle jener Kraft, von der ein Lied sagt:

"Unserer Liebe starke Wonnen
Sammelt ein als starke Sonnen
In die Himmel seiner Augen
Unser Kind."
